

Eine Wiese Heu - - -

Die Sonne zerfetzte die Wolken und prallte auf das fruchtigere Land. Blutrot war der Glanz des Morgens aus den fernen Schneegipfeln gestiegen, unheilrohend hatte er sich über den Himmel geschüttet, ein pfeifender Südwest vertrieb ihn, peitschte den See, verschwand hinter den Bergen und machte einer anerkennenden Schwüle Platz.

Die Leute sahen sich dieses Wetter an, sie fühlten es in den Knochen, es kroch in sie hinein, es war ihr Schicksal und sie richteten sich danach. Jeder, der noch „Dehmbet“ draußen hatte, Grummet, kostbar-köstliches Heu, fuhr mit Wagen und Pferd hinaus, es einzubringen vor dem Gewitter, von dem man nicht wußte, wann es nun losbrechen würde. Jeder, dem noch Aepfel oder Pfäumen an den Bäumen hingen, schidte die Aechte und Mäde ins Obst und trieb zur Eile. Zu brennend nah war die Gefahr des Hagels, als daß man ihr die straffen, überreifen Früchte, als daß man ihr das knisternde dürre Heu leichtsinnig aussetzen konnte, zu tief mit Schweiz und Mut und Sorgen gedüngt diese Erde und diese Arbeit, als daß man sich die Ernte des Herbstes noch hinwegraffen lassen konnte von Sturm und Regen, Frost und Wliseschlag.

Fieberhaft arbeiteten die Leute, die Sonne stach und biß sie wie ein wildes Tier mit feurigen Zähnen und glühenden Stacheln, sie stürzte sich auf sie herab, sprang ihnen ins Gesicht, knechtete und presste sie. Aber die Leute, sie ratterten mit schwankenden Wagen, sie trockten dem dunkel schon heranschwellenden Brand den Segen ihrer Erde ab. Die Scheunentore und die Speicher standen offen. Kurze Kurze, rasche Befehle, erlösendes Aufseufzen, grimmig-beforgtes Lachen überall — — — Und nur auf dem Hofe des Mühlensbauern war es seltsam still.

Noch als die Dämmerung über die Felder stieg, hoch und höher wie ein Fluß, hatte der Bauer angeschirrt und war nach der Stadt gefahren. Waizen- und Erbschafzangelegenheiten gab es da zu ordnen, und Dorle, die junge, nicht viel mehr als zwanzigjährige Tochter, mußte natürlich mit. Und nun war der Hof leer und niemand da, der ihn betreute, denn die Andere, diese Person, die noch da war, die mit dazu gehörte, ohne daß man sie mitzählte, Annett, des Bauern zweite Frau, vor einem Jahre kurz nach dem Tode der ersten geheiratet, die tat ja nichts, der war es gleichgültig, was mit dem Hofe wurde und dem Heu, die hatte diesen Bauern Engelbert ja nur des Geldes wegen genommen, und nun, da sie sah, daß das Waizengericht ein wachsameres Auge hatte, nun, da Dorle redlich ausbezahlt werden mußte, nun war sie uninteressierter denn je. Denn die Annett war ein Frauenszimmer aus der Stadt, ja wohl, zur Schande des Bauern mußte man's gestehen, und wenn sie auch beteuerte, daß ihre Eltern einen Hof im Hinterland bekäfen und daß auch alle ihre Brüder Bauern seien, so konnte sie damit doch keineswegs verunsichern, daß sie selbst Dienst getan hatte bei fremden Leuten, die Annett, und daß sie weder Hände

hatte wie eine Bäuerin, noch einer Bäuerin gerades Herz.

Sie liebte das Leben, die Annett, sie liebte es in harter Demut, überquellendem Stolz, wie eine Bäuerin nur ihre Arbeit zu lieben hat. Sie liebte es, unter Menschen und unter Männern zu sein, im Gasthof, beim Tanz, bei jedem Fest. Und das bezog man ihr nicht. Denn auf dem Dorfe blieben die Frauen daheim, wenn es Sonntags in die Wirtshäuser ging. Nur die Annett ließ sich nicht absperrten von der Freude, die Annett sah mit aufgestäubten Ellenbogen, das Kinn in den Händen, die Augen weit und glühend aufgetan und hörte in qualigen Gaststuben zu, was die Männer Neues wußten an Vorfällen aus der Stadt, aus der Welt . . . Und darum sagten dann die Leute, sie habe nur Vergnügungen und Geld im Kopfe und lasse alles andere gewissenlos verkommen. Die Leute sagen viel. Man müßte nachprüfen, was daran wahr ist und was nicht . . .

Noch immer droffelte die Schwüle den Atem ab, schmiß sich der Mittag wie eine Plage über Leute und Land. Und Annett lag im Heu und Annett konnte nicht mehr.

Es war nur noch die eine große Wiese Heu. Sie hatten ja die eine nur. Aber Annett schien es nicht zu wissen, langhingestreckt schlief sie, eine angestrengte Falte mitten auf der Stirn. Ein Mensch, der alles aufgegeben hat, liegt so wohl da, so ausgelöscht in Erschöpfung, so unerreichbar jeder Gefahr. Denn was kann ihm wohl noch gefährlich sein? Er ist ja gar nicht mehr für dieses alles da — — — Und so Annett.

Ein Jahr lang hatte sie es ausgehalten. Das Nichttrauen. Den Miasch. Das Geluschel. Ein Jahr lang hatte sie, ein armer, müßiger Soldat, dagegen angekämpft. Gelbhaft. Verblissen. Immer wieder lachend. Immer wieder auftrumpfend. Immer wieder die Veröhnung mit den Leuten, immer wieder den rettenden Ausgleich suchend. Und schließlich in einer wilden Lust an Festen und Feiern. Wenn sie die

bösen, bösen Mide dieser Frauen vom Lande schon nicht bannen konnte mit guten Worten, so wollte sie doch wenigstens den Männern zeigen, wer sie war: die Annett aus der Stadt, die Annett mit den hübschesten Kleidern, dem aufreizendsten Lachen, Annett, die sich nicht unterkriegen ließ . . . Aber der Bauer hatte sie geheiratet, um eine Frau zu haben, — eine Frau für das Feld und für das Haus, — und Dorle sah an ihr vorbei, und die Nachbarinnen sprachen schnell von etwas anderem, wenn sie zu ihnen zu treten wagte — — — und Lachen und Feiern und Arbeiten in einem und tun, als ob man glücklich sei und dabei heimlich verzweifeln, — das ist zuviel für eine lebendige Frau, die gegen eine tote kämpfen muß. Es war zuviel für Annett, die ja nichts wollte, als mit dazugehören dürfen und die man überall doch wegschob, dabondrängte, um Verfels Bild, das Bild der ersten Mühlenshofbäuerin, mit einem Glorienschein der Trauer und des Lobes zu verdrängen.

Ein Jahr lang. Und heute war sie fertig, die Annett. Einfach hingestunken war sie in dieser tödlichen Schwüle, und fast erleichtert hatte sie gefeuert, eh' ihr der Schlaf das Bewußtsein nahm, — erleichtert, weil sie sich nun ganz bewußt in die Niederlage fallen ließ, nicht wissend, was da werden würde, nur mit der Festigkeit im Herzen: endlich am Ende, endlich von der Verantwortung befreit, endlich kaputt.

Und doch war das Leben in ihr schwieriger zu überwinden, als ihre Hoffnungslosigkeit ihr vorgetäuscht hatte. Am Sonntag würde man den Erntedank begehen. Ein Traum von Farben, Sonne, blühender Musik, von Fröhlichkeit und lobender Herbstpracht als Krönung eines ganzen Jahres härtest-harter Pflicht flog in ihren Schlaf, — und doch war er fern, der Traum, streifte eine flüchtig-schmerzliche Selbtsucht nur. Stärker war das andere. Die andere. Stärker war die Stimme der Mühlenshofbäuerin, Verfels Stimme, so leise sie auch aus dem Munde einer Kranken kam. Denn diese Stimme war es ja, die sie seit einem Jahr bedrängte, dieser Wille, der gegen ihren Stand, und diese Worte, die jetzt ihren Schlaf aufwühlten. Sie hatte sie von Dorle und den Nachbarinnen immer wieder hören müssen, Worte, die am Anfang eines für die Verfel grauenvollen Schicksals standen:

„Kann ich nicht aufstehen heut', der Engelbert hat ja soviel zu tun . . .“

Denn die Verfel war gewesen, was die Annett wohl nie mehr würde: eine Bäuerin. Und Verfel hatte ein Kind bekommen. Vor zwanzig Jahren. Die Dorle. Aber draußer lag das Heu, und das Obst zerfetzte an den Bäumen, und die Kuh mußte gemolten werden, und die Kartoffeln herausgetan, und der Mühlenshofbauer Engelbert war damals noch ein armer Mann. Und die Bäuerin war aufgestanden, drei Tage nach der Geburt, warum denn auch nicht? die Arbeit hatte sie hochgetrieben, die Pflicht hatte sie nicht ruhen lassen, sie wußte, was von dieser Erde für sie abhing, darum gab sie sich hin, mit allerletzter Kraft, die sie aus dem von Schmerzen noch zerrissenen

Wie der Sturmwind . . .

Wie Sturmwind über stilles Land
brach in dein Leben jah ich ein.
Doch du, als müßte es so sein,
ontzogst mir nimmer deine Hand.

Und ich zertrat, was du geschaffst,
riß dich aus sanften Träumen.
Du aber, ohne Säumen,
vertrauete mein Kraft.

Ich ward dein Gemmiss und Gestalter,
ward dein Zerlöser und Erhalter.
Du glugst auf allen Wegen

mit mir voll Liebe und Geduld.
Nun bin ich dein Schicksal und — deine
D, gib mit deinem Segen! Schuld.
Mag G e r b.

Körper reißen konnte. Auf das Feld, neben den Bauern hatte sie sich gestellt, sie hatte nicht gestöhnt und hatte sich geschunden — — wo für? wo für? Dafür, daß jetzt die andere auf dem Hofe lag? Im Hen lag? Von jenem Gelde lebte, das sie in zwanzig Jahren ununterbrochener Qualen im Leib erst schaffen half?

Denn Verhül war nicht mehr gesund geworden nach ihrer Geldnot. Der Tod nißete in ihr seit jenem Tag. Zwanzig Jahre lang überlistete sie ihn, leuchtete sie nachts in die Kissen, unterdrückte sie den lebensermüdenden Jammer. Schweißbedekt wachte sie morgens auf, zwanzig Jahre lang, und ging zu keinem Arzt und schleppete sich dahin. Und einmal wurde es ein wenig besser, und einmal wurde es ein wenig schlechter. Spürte sie es überhaupt denn noch? Und dann starb sie dahin. Und die Leute sagten, es sei ein schöner Tod und ein erschütterndes Leben gewesen, — aber wofür denn nur, wofür? Für die Annett, die im letzten Aufste dieses Sommers ruhte und die doch fertig war mit allem, so fertig, daß sie nach einem Jahre Arbeit und in Mühsal herausgeplagter Freude schon den Kopf verlor? War denn nicht auch Annette eines Bauerns Kind, aufgewachsen auf dem Dorf? Hatte sie nicht auch Hoffnungen mitgebracht, sie aus ihrer düsteren Stadt?

Ein Windstocher wirbelte in das Hen, ein erster Vorreiter des nahen Unheils. Annett fuhr auf. Annett sah den Himmel. Die Wiese. Die Wiese Hen. Und Annett vergaß Traum und Leben, Stimmen und Klagen und Müdigkeit — Annett wurde in diesem Augenblick, was sie in einem Jahre und durch die Heirat mit dem Bauern nicht geworden war: Bäuerin.

Sie lief zum Nachbarn, einen Wagen und ein Pferd zu leihen, denn mit einem Schläge übersah sie alles. Es war zu spät, ins Dorf zurück und auf den eigenen Hof — — es war zu spät — — nein, nein, sie war ja jung und voll gesunder Kraft! Und der Nachbar machte große Augen und ein dummes Gesicht, aber er gab sogar seinen Ruben her, als die Frau, heiß und fordernd, in hochgeschürter Angst, in sein Gehöft gelaufen kam. Und die Annett spornete den Jungen und das Pferd und sich selbst in die vom Donner schon zergrollte Stille vor dem Sturme an. Die Ochsen der flogen auf den Wagen, Annettes Arme schlangen auf und ab, sie gläubte und for, aber sie arbeitete. Nur rasch, nur rasch, ehe die Wolkenwand näher kam und sich entladen mußte in unstillbarem Regenguß. Nur rasch, nur rasch, und nun das Pferd noch angetrieben, und nun davon, davon, die Bäuerin Annett, die Peitsche schwingend, die Augen weit und glühend aufgetan. „Und lauf und mach das Tor auf, Wohl!“ Und schnell und schneller noch und endlich, Knapp vor dem prasselnd klatschenden Wolkenschlag mit allem guten, wunderbaren Hen im Schuß der Trockenheit!

Es dampfte das Pferd, und es lachte der Wind, und die Annett stand da wie nach einem großen Lauf, wie nach einem kühnen Sprung über den Abgrund. Sie war nicht selbst gesprungen, die Annett, sie wußte es, sie hatte ja im Hen gelegen und geschlafen. Das alte Bauernblut in ihr war es gewesen, heiß aufgeschäumt und taubeiwurst im Augenblick der Gefahr.

Und die Annett lehnte sich, mit einem Male schwach und, überwältigt von der raschen Lat, an das zitternde Pferd und Kopfste seinen Hals. Und ihr Herz schlug in jener erdenhaften Seligkeit, in der schon tausend Jahre vorher das Herz jeder Bäuerin schlug, die ihre Ernte vor den Welttern glücklich eingebracht genau so, wie es tausend Jahre nachher schlagen wird...

Was kam es nun noch auf die Menschen an? Auf Mißgunst, Eifersucht und Klatsch? Sie hatte ihre Pflicht getan, endlich, ohne sich darum zu kümmern, war der darüber denken und jene dazu sagen würden. Eine Wiese Hen, darum zu kümmern, was der darüber denken das ja recht wenig sein. Für die Annett war es genug. Und als am Erntedanktag nach allem Danke, allem Glanze, aller Feier des Abends

jeder mit ihr tanzen wollte, gerade so, als sei da etwas gutzumachen an Annett, und als das Dorle lächelte und die Frauen nicht gleich von etwas anderem redeten, wenn die Mühsenbäuerin zu ihnen trat, da wußte sie, daß ihrer einen Wiese Hen der Dank dafür gebührte, und sie lächelte, ganz still und ganz bescheiden und sehr, sehr selig in die berauschend sternklare Nacht...

J. F.

Frieden — eine Utopie?

Von Hella Rohm

Es ist Menschenart, Dinge zu komplizieren. Dann wenigstens, wenn sie zu einfach sind, um nicht verstanden und durchschaubar zu werden und wenn man doch nicht an sie glauben will, vielmehr nicht glauben darf, solange man nicht bereit ist, von Grund aus umzulernen. Dazu gehört z. B. die Sage von der blutdürstigen Natur des Menschen, der, im Kriege groß geworden, des Krieges bedarf, um „Urinrinke“ auszuatmen, die stärker sein sollen als alle Bindungen, die als Schicksal hingestellte Weisheit, es müsse Kriege geben, weil sie vorher waren.

Umdenken, als Trugbild erkennen, was man für unumstößlich gehalten, gehört allerdings zum Schwersten, was man erleben kann. Es heißt, sich bankrott erklären, neu anfangen zu denken und zu sehen, oft noch als älterer Mensch. Einen alten Glauben aufgeben, den man für festgesetzt gehalten, ist selbst da nicht immer leicht, wo der neue beglückender ist; es gilt, Bekanntes eintauschen für Unbekanntes, heißt Wagnis, Mut, Neugeburt. Und jede Geburt ist eine Erschütterung, ist von Geburtwehen begleitet.

Die Dinge komplizieren, heißt, sie anders sehen, als sie wirklich sind, weil man sie in diesem Falle nicht betreten könnte. So, wenn man etwa dahinter käme, daß noch so langes Gewohnheitsrecht einer schlechten Sache keine Rechtsberechtigung gibt, oder daß die „menschliche Natur“ gar keine Natur, sondern das Ergebnis einer bestimmten gesellschaftlichen Ideologie ist. Diese ihrerseits ist an die Verschleierung ihrer eigenen Voraussetzungen gebunden; sie kann nur bestehen, solange sie an sich glaubt und kann nur an sich glauben, solange sie sich nicht erkennt. So klammert sie sich an überlebte Ueberlieferungen und hält an ihnen fest, muß sie auch selbst daran zugrunde gehen. Uneinräumbare Urinrinke mögen sich im Dickicht der vorgefährlichen Bildnis gut ausgenommen haben; auf dem Asphalt der Großstädte, bei der Begleitmusik der Fabrik sirenen sind sie unzeitgemäß.

Nun gibt es allerdings einen Umstand in unserem modernen Gesellschaftsleben, der diesen nach Niederwerfung oder Ueberrennung des Nächsten nicht zur Ruhe kommen läßt, ihm immer neue Nahrung zuführt. Der ganze Aufbau unserer Arbeit, der Zuschnitt unseres Lebens beruht auf Konkurrenz, auf dem erhöhten Streben, nicht nur etwas zu sein, sondern mehr zu sein als der andere, ihm zuvorzukommen, ihn zu übertrahen. Wer hat noch nicht gehört, wie Mütter ihre vorschulpflichtigen Kinder aneifern mit den Worten: „Schäm dich, du kannst dich nicht allein anziehen, der ein halbes Jahr jüngere Kurt kann es schon.“ Und später: „Nimm dir ein Beispiel an Liese oder Grete, die nur einen Fehler in der Rechenaufgabe haben, und du hast dreie!“ Wenn wir dann erwachsen sind, wundern wir uns, daß die Menschen einander argwöhnisch beobachten, ob auch der andere nicht zuvorkommt; wir finden dies neidisch,

mißgünstig, ohne doch zu beachten, wie oft wir selbst mit leisem Vortwurf an das Schicksal sagen: „Ja, der K. hat es weit gebracht, warum habe ich nicht auch solches Glück!“ Auch wo es nicht so deutlich wird, in unserer Anerkennung des anderen steht schweigend der Vergleich; wir sind nicht auf uns selbst bezogen, sondern auf den anderen, wir messen unsere Leistung nicht an der eigenen, sondern an der feinen, und selbst nicht an dieser, sondern an seinem Erfolg.

Müßige Frage, ob unter anderen Umständen Konkurrenzneid, damit auch Machtgölüte und Herrschsucht der Menschen verschwinden würden; wir müssen rechnen mit dem, was ist, nicht, was sein sollte oder könnte. Sicher ist, daß man auch mit dem heutigen Ehrgeiz anderes anfangen könnte, als sich in immer verfeinerten Mitteln überbieten, sich gegenseitig totpuscheln. Sicher auch, daß verschiedene Regierungsformen den Machttrieb in verschiedenem Maße anregen, ihn in fruchtbarer oder unfruchtbarer Bahnen zu lenken suchen. Sie züchten die Ideale, die sie brauchen, und sie müssen an sie glauben, um sie züchten zu können; der Glaube, den Gläubige schaffen, ist am Schwersten zu entlarven und auszurotten.

Vor den Machttrieb aber haben die Götter den Selbsterhaltungstrieb gesetzt. Machtkämpfe sind möglich bis zu einer bestimmten Kulturstufe, auf der sie Selbstvernichtung werden, der Launel eines Wahnsinns, der nur noch Pyrrrhussiege schaffen kann. Die Menschen sehend machen für das, was sie tun, heißt Friedenspropaganda treiben, heißt Abrüstung des Geistes, ohne die es niemals eine materielle geben wird.

Nach 20 Jahren

Ende Mai traf in England der Sarg mit der Leiche von Dr. J. R. Mallinson aus Manchester ein. Er kam zu Schiff aus dem Mittelmeer.

Wenige Wochen zuvor hatte sich Dr. Mallinson mit seiner Frau auf die Hochzeitsreise begeben und wählte als Ziel u. a. auch Gallipoli, jene Halbinsel bei den Dardanellen, wo er während des Weltkrieges gekämpft hatte. Er war damals bei dem berühmten Landungsmanöver dabei — und erlitt einen Herzschlag. Aber er lebte. Die Kugel setzte sich in einer Herzkammer unerrückbar fest, ohne dem Betroffenen ernstliche Schwierigkeiten zu bereiten.

Doch jetzt, während der Fahrt nach Gallipoli, stellten sich plötzlich starke Herzschmerzen ein. Während Mallinson seiner Frau die Schlagfelder erklärte, erlitt er plötzlich einen Herzschlag und war tot. Wie die Obduktion des Leichen ergab, hatte sich die Kugel gelöst und war nach über 20 Jahren dort zur Todesursache geworden, wo sie einst auf ihn abgefeuert wurde.

(Aus dem Englischen von R.)

Mussala

Der höchste Berg der Balkanhalbinsel

Ischam-Koria, (Bulgarien),

Dienstag, 22. September.

Ich bin noch verschlafen und überlege, ob wir aufbrechen sollen. Man ist ein wenig gemühtlich geworden. Denn ich wohne bei Freunden, in einem mit allen Bequemlichkeiten ausgestatteten Haus, das auf der Anhöhe, fern von allem Geräusch, mitten in den Tannen von Ischam-Koria liegt. Und wenn man schon die Arbeit auf kurze Zeit beiseite geschoben hat, dann will man eben gar nichts tun. Singu kommt, daß man meine Gefährtin und mich ein wenig einschüchtern hat: es könne sein, daß uns ein Vär begegne und dann zwei Frauen allein... Kürzlich erst hat man einen Vären in den Wäldern des Rilagebirges erlegt und nach Ischam-Koria hinuntergeschickt. — Aber es kündigt sich ein wundervoller Tag an, durch die Fenster meines Schlafzimmers brechen die ersten Sonnenstrahlen, die Vögel zwitschern durch die morgendliche Stille. Ein mächtiges Schmen erfasst mich. Im Nu bin ich aus den Federn, laufe in das Zimmer meiner Gefährtin: „Es ist eine Sünde, bei diesem Wetter zu schlafen, auf nach Mussala!“ Schnell hinein in die Touristenkleider und -Schuhe, die notwendigsten Vorbereitungen für das leibliche Wohl werden getroffen und nach kaum einer Stunde sind wir auf dem Wege zum Mussala, den ich noch nicht kenne.

Bei dem Schloß Distritza biegen wir links ab und steigen den vorgezeichneten Weg hinan. Auf einer Tafel steht: Mussala 2925 Meter. Ich sehe meine Gefährtin ein wenig bedenklich an: werden wir es schaffen? Denn ich bin nicht trainiert. Aber je weiter und höher wir kommen, desto beflügelter, wenn auch langsamer wird unser Schritt. Schließlich wollen 2925 Meter erklommen und kein Spaziergang sein! — Wir hören keine menschliche Stimme, keine Solgäcker mehr, nur das Raunen in den Wipfeln der mächtigen Tannenvälder. Gewaltige Schluchten tun sich auf, riesige Felswände sehen wir zu beiden Seiten, und eine kurze Strecke ist der Weg so schmal, daß wir meinen, die Berge schließen sich über uns. Wir sind still geworden, die Sprache der Natur ist eindringlich und groß. In der Ferne blendet uns etwas. Es scheint wie ein schwarzer Marmorfels. Aber es ist ein Wasserfall der tief unter uns rauschenden Distritza, die sich reißend ihren Weg durch das steinerne Geröll bahnt.

An der Brücke, die über die Distritza führt, auf halbem Weg zur Mussalahütte, halten wir unser Picknick. Gerummeltes Papier hört den Eindruck der uns umfangenden Schönheit. Aber ärgern kann ich mich nicht. Die Größe und Stille der Einsamkeit zwingt mich eine philosophische Ruhe auf gegenüber den Verunstaltungen der Natur.

Wir kommen höher, der hohe Wuchs der Tannen ist niedrigerem Gestrüpp gewichen, der Weg wird steiniger und schließlich breitet sich vor uns eine weite Ebene aus, die zu der Hütte unterhalb des Mussalas hinanführt und die wir mittags, nach knapp vier Stunden, erreichen. Nun sehen wir auch schon den Mussala, der sich von den um ihn herumliegenden Bergen gigantisch abhebt. Unser Mittagmahl nehmen wir vor der Hütte ein, denn die Sonne scheint warm und über uns wölbt sich ein tiefblauer wolkenloser Himmel. Der erste der sieben Seen, an denen der Weg zur Mussalaspitze vorüberführt, liegt in kristallklarer und pastellfarbener Pracht vor uns. Die Hütte, zirka 2500 Meter hoch, ist gut eingerichtet: mit warmer Küche sowie

Tagesraum, allgemeinen Schlafräumen und besonderen Zimmern mit guten Betten.

Nach kurzer Ruhepause machen wir uns auf, den Mussala zu erklimmen. Der Weg ist wohl steinern, aber nicht sehr beschwerlich, er führt in Serpentina bis zur Spitze, vorbei an den sechs anderen Seen, die wechselnd das dunkle Blau des Himmels spiegeln, das Smaragdgrün des tiefen, klaren Grundes zeigen, das Silbergrau der Felsen und das schimmernde Weiß des ewigen Schnees wiedergeben. Die Felsen leuchten in dem klaren Wasser mit wunderbarem Farbentwidersehen.

Heißiger Schauer erfasst uns auf dem Wege durch dieses einzigartige Felsenreich, das an seinen Abhängen große Stellen ins schmelzenden Schnees birgt. Jaghaft sehe ich nach der Spitze, auf der die pyramidenförmige Beobachtungsstelle deutlich sichtbar wird. Sie erscheint mir noch sehr weit. Aber der Weg führt schneller und bequemer hinan, als wir vermuteten. Die riesigen Felsblöcke liegen wie verloren da — es kann wirklich mal einer herabstürzen. Die letzte Strecke zur Spitze ist sehr steil und führt auf schmalen Weg hinauf. Zu beiden Seiten tiefe Abgründe, der eine führt zu dem letzten See hinunter, der andere in ein Tiefenreich von schaurig-dunkler Schönheit. Hölderlins Worte fallen mir ein: Ach, da hinunter strebte mein Herz!

Wir sind oben, nach zwei Stunden auf der Balkanhalbinsel höchsten Spitze, die 50 Meter höher ist als der Olymp in Griechenland. Wir können weit sehen, doch heute nicht bis zum Ägäischen Meer, das bei ganz klarem Wetter deutlich sichtbar wird. Im Spätnachmittagsglanz liegen die Rhodopas, das Balkan- und das Rilagebirge unter uns, und in blauen Dunst eingehüllt zeichnet sich der alpenartige Pirin in zackigen Linien am rötlich getönten Horizont ab. Wir atmen die reine erquickende Luft und lassen die heißame Sonne auf unseren Körper brennen. Alles ist hingegeben an die große Stille, an den wunderbaren Frieden. Eines ist sicher: Was in dieser reinen Atmosphäre den Menschen zu seinem Tun bewegt, das muß aufbauend für die seelischen Werte sein. Nur in der Erhabenheit und Reinheit fallen die Schladen ab, die den großen Regungen unserer Seele anhaften und ihnen die Flügel zu leuchtenden Zielen nehmen...

Die Beobachtungsstelle (Sternwarte) auf der Spitze ist verbunden mit einem kleinen Wohnhaus für den Meteorologen, der mit seiner Frau hier oben lebt. Da meine Gefährtin die Frau kennt, werden wir eingeladen, mit hineinzugehen und einen türkischen Kaffee zu trinken. Der Wohn- und Schlafräum ist bebaglich eingerichtet. Man wohnt sich in diesem Zimmer mit den beiden übereinanderstehenden Betten in einer Schiffskabine. Der Meteorologe und seine Frau zeichnen eine große Ruhe und Sicherheit aus, die besonders im Winter nötig sind, wenn sie von Eis und Schnee fast acht Monate lang eingesperrt werden. Durch Telephon und Radio sind sie mit der Außenwelt verbunden, wobei aber in Kauf genommen werden muß, daß diese Instrumente oft bei starken Schneestürmen nicht funktionieren. — Wir werden noch in eine ebenso gemütliche Küche und in einen großen Vorratsraum geführt. In einem andern Zimmer sind die Meßinstrumente, mit denen auf der neben der Hütte errichteten Pyramide die barometrischen und in dem Haus die barometrischen Messungen vorgenommen werden. An dem Hause befindet sich eine Ter-

rasse, von der uns ein noch herrlicherer, von keinen Unebenheiten des Plateaus gehemmter Ausblick erfreut. Die Terrasse wird wohl, wenn die Pyramide infolge starken Schnees nicht bestiegar ist, für die Messungen benutzt.

Besondere Mühe macht die Wasserberiorung. Im Winter gewinnen die Petrovner das Wasser aus dem Schnee und im Sommer müssen sie den steilen Weg bis zum siebenten See hinunter und dort mit Hilfe eines Arbeiters das Wasser schöpfen. Dort wäscht die Frau auch ihre Wäsche. Der Mann ist kürzlich beim Wasserholen abgestürzt; er konnte sich an einem Felsen festhalten, bis ihm von der Mussalahütte, die seine Frau durch einen Schuß alarmiert hatte, Hilfe zuteil wurde. Im Winter, bei hohem Schnee, ist es unmöglich, den Serpentinweg zu gehen. Der Mann läuft dann mit Stiern steilabwärts, über die Felsen hinweg, was natürlich äußerst gefährlich ist. Alle drei Monate bekommt er mit seiner Frau zehn Tage Urlaub für Sofia. Das ist in Anbetracht des gefährlichen und einsamgestrichenen Berufes eines Meteorologen nicht zuviel...

Die Sonne hat bald ihren Tageslauf beendet und es wird für uns Zeit, hinabzusteigen, damit wir vor Einbrechen der Dunkelheit die Hütte erreichen. Schon längst hat die Sonne die Täler verlassen und summt nun mit ihrem goldigen Abglanz die Gipfel der Berge. Aus unbemerktem Dunkel gähnen die Gründe zu uns herauf, in die die Herbstblätter leise fallen. Wir kommen uns auf dem schmalen Wege uniershalb der Spitze wie zwei Silhouetten in der gespenstlichen Schönheit dieses gigantischen Steinmeeres vor.

Nach eineinhalb Stunden gegen sieben Uhr sind wir wieder in der Hütte angelangt. Nach dem Essen verbringen wir den Abend im Gespräch mit zwei in bunten Trachten gekleideten Bäuerinnen, die morgen früh hinauf wollen. Sie kommen von ziemlich weit her; sie sind in jedem Jahre nach Einbringung der Ernte für einige Tage Touristen. Eine erfreuliche Erscheinung! In amüsanten Weise erzählt die eine Bäuerin, wie sie einmal mit einem Vären zusammengetroffen seien. Vor Schreck seien sie in den hinter ihnen fließenden Fluß gesprungen. Der Vär habe sie aber nur angebrummt und sie dann ihres Beleges ziehen lassen. — Bevor wir uns schlafen legen, gehen wir noch einmal ins Freie, um die Sternennacht zu schauen. Wir tasten uns im Dunkeln zwischen den Felssteinen bis zum See durch und blicken das Naturwunder. Die Widerspiegelung des Sternenhimmels in dem kristallklaren Grund des Sees!

Das Nachtlager ist für verkönnigte Körper ein wenig hart, ich drehe mich wohl einige zehnmal um. Wir hätten doch die guten Betten nehmen sollen, aber schließlich will man auf einer Wanderung billig leben.

Mittwoch, den 23. September.

Der klare Sonnenhimmel ist verschwunden. Der Morgen badet sich im Nebel, der die Berge eindeckt, und es scheint fraglich, ob die Sonne sobald durchbricht. Wir benötigen deshalb zum Abstieg nicht den berühmten Weg über das Königsschloß Sotolek, sondern den alten, den wir heraufgegangen. Gegen Mittag sind wir in Ischam-Koria und die Sonne strahlt wieder. Einen Vären haben wir nicht gesehen, und nun sind wir auch nicht zufrieden; wir hätten doch gern ein solches Abenteuer erlebt.

Wellmann,



Copyright P. L. B. Box 6 Copenhagen



Adamsons Pfeife will nicht brennen

Die englischen Frauen

Haben manche Rechte, um die die Frauen anderer Länder sie beneiden, aber sie finden ihr Los noch keineswegs vollkommen. Allerdings hat die verheiratete Frau das Recht auf alle Güter, die aus ihrer Familie kommen oder die sie durch eigene Arbeit erworben hat. Sie kann ohne besondere Erlaubnis ihres Gatten ein Bankkonto haben, Schecks unterschreiben und sogar spekulieren. So ist die Sitte, zwei Bankkonten zu haben, eines auf den Namen des Mannes, eines auf den Namen der Frau, sehr verbreitet (unter den Leuten, die Geld haben). In einem Lande von Seefahrern und Kolonialisten kann es wohl auch gar nicht anders sein.

Aber es gibt große Nachteile für die englische Frau. So ist der Gatte nicht gezwungen, ihr nach seinem Tode einen Vermögensteil zu hinterlassen. Er kann sie völlig enterben. Das in England sehr verbreitete Recht des Erstgeborenen schadet ebenfalls den Frauen. Denn der älteste Sohn, der häufig das gesamte Vermögen erbt, hat zwar für die Ausbildung der Brüder und die Mitgift der Schwestern aufzukommen. Aber so gelangen doch die Mütter und jüngeren Schwestern in Abhängigkeit. Auch wird meist sehr viel Geld für die Erziehung des ältesten Sohnes verausgabt, so daß für die Töchter nur wenig übrig bleibt und sie oft genug gezwungen sind, im Haushalt des verheirateten Bruders zu leben.

In moralischer Beziehung ist dagegen die englische Frau sehr bevorzugt. Eine Frau, die auf der Straße belästigt wird, kann sich an den ersten Polizisten wenden, der ihr helfen muß. Ein Arbeitgeber, der sich einer Angestellten gegenüber unziemlich betriegt, kann drei bis vier Wochen Gefängnis bekommen. Die schwere Strafe, die auf dem Führer „widder Ehen“ steht, verhindert Abenteuer an der Küstennähe einer Situation. So ist das englische junge

Mädchen durch diesen Schutz verhältnismäßig frei in der Bewegung und kann selbst nachts ungefährdet unterwegs sein. M.F.B.

Die Spinne und die Gicht

„Wir wollen uns unter den Menschen häuslich niederlassen“, sagte die Spinne zu der Gicht. „Es gibt Paläste und schöne Häuser, aber auch arme Stütten und schlechte Wohnungen, wir wollen das Los ziehen.“

Die Spinne kam in ein Schloß zu einem reichen Manne. Die Gicht sollte zu einem armen Holzgänger gehen.

Wenn nun die Spinne ihr aller schönstes Recht fertig hatte, kam ein Diener mit einem Besen und fegte es ab. Ruhelos war die Spinne Tag und Nacht.

Da einschloß sie sich, zur Gicht zu gehen, um zu erfahren, wie es ihr ergehe. „Ach“, sagte die Gicht, „immer wieder versuche ich es, mich in den Knochen des Holzgängers festzusetzen, aber er bleibt nicht ruhig, stets arbeitet er und beachtet mich nicht.“

„Laß uns tauschen“, schlug die Spinne vor, „ich bleibe hier, geh du ins Schloß!“

Das tat die Gicht auch gern und alle beide gelangten zu den ersten Erfolgen. Im Häuschen des armen Holzgängers hatte keiner Zeit, den Spinnen zu wehren und bei dem reichen Manne fand die Gicht viel bessere Gelegenheit zum Winken und Plagen, als sie sich erhofft hatte. Sie dachte nicht mehr ans Fortgehen.

(Aus dem Französischen von R.)

Auflösung des Detektiv-Problems

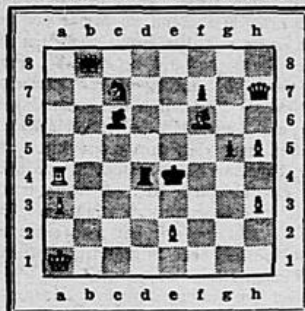
Die Italienerin konnte einen Esmaragd von einem Rubin nicht unterscheiden. Sie mußte demnach farbenblind sein. Dann aber konnte ihre Behauptung, sie habe die junge Amerikanerin an deren wehenden roten Schal erkannt, unmöglich der Wahrheit entsprechen.

Schach ins Volk

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modian bei Teplitz-Schönau.

Schachaufgabe Nr. 347.
Von Jan Vápeník, Pilsen.
 („Nová Doba“)

Schwarz: Ke4, Dh7, Td4, Lc6, Bf7, g5. (6)



Weiß: Ka1, Db8, Ta4, Lf6, Sc7, Ba3, e2, h3, h5 (9).
Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden. (6)

Lösungszug zu Nr. 344: Dd4-b4!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Tepper Franz Karlsbad; Jarschel Rudolf, Komotau; Dinnebler Emil, Tetschen; Schöffel Anton, Schöbrütz; Hyna Josef, Hostomitz; Nausch Franz und Hermann Fritz, Teplitz; Habl Erwin, Schindler Robert, Freundl Anton, Lohmüller Hans, Holfeld Otto, Chmiak Theo, sämtlich Nesteritz; Berger Josef, Klein-Augewald; Bretschneider Otto, Drakowa; Walter Ludwig, Seinitz Hans, König Anton, sämtlich Kwikau; Geißler Josef, Alt-Serbitz, Havel Franz, Modian; Ulbert Rudolf, Prosetitz.

Kreismeisterschaft.

Am 11. Juli gelangt die 2. Runde der Kreisserie zur Austragung. Da interessante Kämpfe zu erwarten sind, werden alle Schachfreunde hiezu freundschaftlich eingeladen. Es stehen sich gegenüber: Teplitz gegen Sobrusan in Klein-Augewald, „Kobylak“; Wisterschan gegen Kleische in Schönfeld, „Neue Welt“; Eulau gegen Rosawitz in Krochwitz, „Arbeiterheim“.

Partie Nr. 129.

Gespielt in der 1. Runde der Kreismeisterschaft 1937.

Weiß: Hain, Rosawitz.
Schwarz: Kolinko, Kleische.

- | | |
|-------------|---|
| 1. e2-e4 | e7-e5 |
| 2. Lf1-c4 | Sg8-f6 |
| 3. d2-d3 | c7-c6 |
| 4. a3-a3 | d7-d5 |
| 5. e4x5 | c6x5 |
| 6. Lc4-b3 | Sb8-c6 |
| 7. Lc1-g5 | Lf8-c5 |
| 8. Sb1-d2 | h7-h6 |
| 9. Lg5-h4 | g7-g5 |
| 10. Lh4-g3 | Lc5-d4 |
| 11. e3-c3 | Ld4-b6 |
| 12. Lb3-a4? | Weiß sollte sich am Königsflügel weiterentwickeln, um zu kurzen Rochade zu kommen, um dann die Türme auf die e-Linie einwirken zu lassen. |

- | | |
|-------------|---------|
| 12. | Dd8-e7 |
| 13. Ld4xc6? | b7xc6 |
| 14. Dd1-a4 | Lc8-d7 |
| 15. 0-0 | 0-0 |
| 16. Td1-e1 | c6-c5 |
| 17. Da4-b3 | Ta8-b8 |
| 18. Sg1-f3 | Lb6-c7 |
| 19. Dd3-a2 | Sf6-g4 |
| 20. h2-h3 | Se4-f6 |
| 21. Sf3xe5 | De7-d8 |
| 22. Se5xd7 | Dd8xd7 |
| 23. Lg3x7 | Dd7-c7 |
| 24. Te1-e2 | Tf8-e8 |
| 25. Tl1-e1 | Te8xe2 |
| 26. e1xe2 | De7-h2 |
| 27. f2-f3 | Dh2-g1 |
| 28. Kc1-c2 | Kc8-f8 |
| 29. Sd2-b3 | Tb8-e8 |
| 30. Te2-d2? | Te8-e1! |

Weiß hätte müssen den Turm tauschen, nach dem Textzug kommt Weiß in Nachteil.

31. a3-a4?? c5-c4!!

Weiß kommt nach wenigen Zügen in ein Mattreiben, mit baldigem Matt. Nachdem nun eine Figur verloren geht, ist sein Schicksal besiegelt.